



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

darum, weil Happich es unterlassen hatte, für Beleuchtung zu sorgen. Aber die Patrioten am Tische des Direktors waren nicht in Bewegung zu bringen. Ebenso wenig das junge Volk, das gern tanzen wollte. So zog denn der Oberstleutnant mit Klapphorn und Ellen allein ab. Der Oberstleutnant sah mit gemischten Gefühlen auf die patriotische Veranstaltung zurück. Er mißbilligte es, daß der Direktor doch gar zu sehr seinen und des Werkes Vorteil in den Vordergrund geschoben hatte, sodaß aus dem Patriotenbunde fast eine Versammlung von Aktionären geworden war. Als er an Happichs Gasthof vorüberfuhr, fielen ihm rechts und links vom Thore zwei riesengroße, rote Plakate auf, auf denen einige Schlagworte mit der fettesten Schrift gedruckt waren. Man las: Große Volksversammlung in Happichs Lokale . . . Das Recht der Enterbten . . . Tyrannei des Kapitals . . . Großer Kladderadatsch . . . Der hallende Schritt der Arbeiterbataillone . . . Nieder mit den Schlotjunkern . . . Neue Ära . . . Das organisierte Proletariat . . .

Der Herr Oberstleutnant las diese Worte mit großem Unwillen. Zum Donnerwetter, sagte er, was fällt dem Gastwirt ein, dieser verdammten Demokratenbande sein Haus zu öffnen? Und hernach sollen wir wohl an denselben Tischen sitzen, an dem diese dreckigen Kerls ihre Marseillaise gesungen haben? Das muß dem Happich morgen klar gemacht werden. Entweder, oder . . . entweder wir oder sie.

Noch unangenehmer berührt war der Herr Oberstleutnant, als er am andern Tage hörte, daß die Patrioten des Kirschbergs mit der Musik voran herunter gezogen waren und in denselben Räumen, an denen schon die roten Zettel klebten, weiter gekneipt hatten und unter der Inschrift: Hoch lebe Bebel! bis zum frühen Morgen getanz't hatten.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Jesuitenfrage. Von Herrn Reichsgerichtsrat Dr. Spahn erhalten wir folgende Zuschrift: Zur Jesuitenfrage bitte ich mir auf den Artikel in Nr. 7 der Grenzboten in der Absicht der Verständigung mit Herrn Professor Dr. Kaemmel und den Männern, die so verständlich und maßvoll denken wie er, eine kurze Erwiderung zu gestatten.

Herr Dr. Kaemmel spricht von dem tiefen Mißtrauen der Protestanten gegen den Jesuitenorden, das er als Historiker aus drei Gründen erklärlich findet. Ich gebe zu, daß das Mißtrauen besteht; daß es durch die Geschichte gerechtfertigt wird, bestreite ich und behaupte überdies, daß bei unsern heutigen Rechts- und Verfassungszuständen das Mißtrauen keine Rücksichtnahme beanspruchen kann, selbst wenn es vom historischen Standpunkt aus erklärlich sein sollte.

Als erster Grund des Mißtrauens ist angeführt, daß „der Jesuitenorden als Kampforden gegen die Protestanten,“ „daß er für die Propaganda unter den Regern gestiftet“ worden sei. Die Geschichte bestätigt diesen Grund nicht. Nicht gegen die Protestanten, sondern nach Indien hat Ignatius von Loyola seine beste Kraft, Franz Xaver, nach dem Kongo (1545), nach Brasilien (1549), nach Abyssinien (1555) seine Missionare gesandt. In dem Jahre vor seinem Tode (1556) zählte der Orden 8 Provinzen, 2 in Italien, 3 in Spanien, 1 in Portugal, 1 in Japan und Indien, aber keine für die Propaganda unter den Regern. Von den damals eingerichteten 65 Niederlassungen entfielen nur ganze 2 auf Deutschland, Köln und Wien (Dühr, Jesuitenfabeln, 3. Aufl. 1899, S. 1—28). Die Teilnahme der Jesuiten an der Gegenreformation hat sich aus Deutschland heraus entwickelt; da

aus ihr Herr Dr. Kaemmel keinen prinzipiellen Vorwurf herleitet, so kann sie unerörtert bleiben, ich meine mit ihm, *tempi passati* sollten wir ruhen lassen.

Wenn als zweiter Grund des Mißtrauens der Gegensatz gegen den germanischen Geist angeführt wird, den dem Jesuitenorden der Spanier Ignatius durch seinen Geist des Fanatismus, sowie durch den Ersatz der Gewissensüberzeugung durch die Befehle des Beichtwaters und den der Sittlichkeit durch die Zweckmäßigkeit eingepflanzt habe, so geben die Schriften des Ordensstifters, sein Buch der geistlichen Übungen und seine Ordenssatzungen, für diesen Grund keinen Anhalt. Berweiskräftig spricht gegen ihn, daß die katholische Kirche bei keinem Orden eine andre Moral als die Moral Jesu Christi duldet. Gegen die Grundbegriffe dieser katholischen Moral verstößt aber, daß jemand gegen sein Gewissen handelt, oder daß er an die Stelle von Christi Sittenvorschriften Zweckmäßigkeitsansichten setzt. Die Anschauung, daß der spanische Geist des Ordens, nicht das Papsttum, die römische Kirche reformiert und aus ihr etwas ganz andres gemacht habe, als die mittelalterliche Kirche gewesen war, sollte von einem modern geschulten Historiker nicht mehr ausgesprochen werden; denn das umgekehrte ist richtig, der Jesuitenorden war ein Kind religiöser Anschauungen seiner Zeit. Wäre mir Johannes Huber ein wichtiger Historiker, so würde ich mich dafür auf ihn berufen (Jesuitenorden S. IX). Vom Fanatismus der Jesuiten endlich hat wohl dasselbe zu gelten, was v. Toqueville über die Fehler sagt, „die allen Korporationen, politischen wie kirchlichen, anhaften, sobald sie fest verbunden und kräftig konstituiert sind, der Gang sich auszubreiten, ein etwas weniger duldsames Temperament und die Anhänglichkeit an die Sonderrechte der Korporation.“ Die Überwindung dieser Schwächen gelingt leider selbst dem Höchstmäße sittlicher Selbstzucht nicht in allen Fällen.

Der Jesuitenorden soll drittens der schärfste und konsequenteste Träger der hierarchischen Machtansprüche sein. Aber gerade die Jesuiten haben, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, welche die Regel bestätigen, den in Spanien zur Ausbildung gekommenen hierarchischen Ideen gegenüber die Souveränität des Staates auf staatlichem Gebiete vertreten und die Zulässigkeit des Eingreifens der hierarchischen Gewalten in das staatliche Gebiet, insbesondere die von vielen Theologen vertretene direkte Gewalt des Papstes über die zeitlichen Dinge bekämpft. Wie Bellarmin und die folgenden Jesuiten die zu ihrer Zeit herrschende Doktrin über die Gewalt der Kirche zu beschränken suchten, bitte ich bei Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat (2. Aufl. 1876, S. 383) nachzulesen. Dessen auf genauer Kenntnis gerade dieser theologischen Richtungen beruhendes Urteil kann ich für die Lehren der deutschen Jesuiten der Gegenwart auf Grund eigener Beschäftigung mit dieser Frage bestätigen.

Herr Dr. Kaemmel giebt als möglich zu, daß die jetzigen Jesuiten das Mißtrauen nicht mehr verdienen; aber er meint, Nicci: *sint ut sunt aut non sint* spräche nicht dafür, daß der Geist seines Begründers dem Orden entschwunden sei. Allein dieses Wort rührt nicht von Nicci, sondern, wie bereits vor fünfzig Jahren Ravnian und jüngst Duhr bewiesen haben, von Papst Clemens XIII. her. Seiner ungeachtet hat der Vorfahr unsers Kaisers, der Hohenzollernkönig Friedrich II., in seinem Lande die Jesuiten als solche in seinen Schutz genommen.

Sind die historischen Gründe des Mißtrauens nicht stichhaltig, was bleibt dann noch an Gründen bestehn, um ein bei seiner Unbilligkeit zweckloses Ausnahmengesetz aufrecht zu erhalten? Wäre selbst der spanische Geist des Ordensstifters die Lebenslust des Ordens, was ginge der Wunsch des Einzelnen, in dieser Geisteslust zu leben, die Reichsgesetzgebung an, da bei ihm nur das Selbstbestimmungsrecht in Frage steht. Denn ein Einfluß des Ordens auf andre Reichsangehörige ist bei den veränderten Verhältnissen außerhalb des Ordens und in uns selbst nur noch insoweit möglich, als die einzelnen Reichsangehörigen dessen rein geistige Macht auf sich einwirken lassen wollen. Eine weltliche Macht steht nirgends hinter dem Orden, jede Einwirkung desselben oder einzelner seiner Mitglieder auf das Reich oder

einen Bundesstaat sowie jede Belästigung irgendwelcher Reichsangehörigen durch den Orden ist durch Verfassung und Recht ausgeschlossen. Und darüber dürften wir doch einig sein, daß eine geistige Macht durch geistige Kräfte und nicht durch Reichsgesetze zu bekämpfen ist. Aber die deutschen Jesuiten, und nur um sie handelt es sich, denken und fühlen gar nicht spanisch, sondern germanisch, und sie bewegen sich dabei geistig selbständig und frei. Von Fragen des Glaubens abgesehen verträgt der Jesuitenorden ohne Engherzigkeit die verschiedensten Ansichten, wenn sie nur gut begründet sind.

Von dem Jesuitengesetz will die große Mehrheit des Reichstags nichts mehr wissen, weil es als Ausnahmegesetz ihrer Rechtsüberzeugung widerspricht. Und sind denn etwa die Wirkungen dieses Gesetzes von so geringer Tragweite? Hunderten von deutschen Landeskindern werden ohne jedes eigne Verschulden die aus ihrem Indigenat und aus den Verfassungen sich ergebenden Rechte entzogen. Wollen sie ihrer religiösen Anschauung gemäß leben, so kann dies innerhalb der Grenzen des Reichs nicht geschehen. Und im Reich kann ohne Richterspruch, durch eine Verwaltungsmaßregel dem Einzelnen der Aufenthalt an einem bestimmten Orte angewiesen oder an einem bestimmten Orte untersagt, der Fremde im Widerspruch mit dem Fremdenrecht über die Grenzen verwiesen werden. Gewiß müssen sich „unsre Kirchen vertragen, müssen Opfer gebracht werden um des Friedens willen“; aber nicht Frieden, sondern Verbitterung erzeugt der in dem Jesuitengesetz liegende Bruch des gemeinen Rechts. Dieses Mittel wird niemals durch den Friedenszweck geheiligt, dem wir alle gern dienen. Ob durch dieses Ausnahmegesetz die katholische Kirche in Deutschland Schaden erlitten hat oder nicht, ist seiner Unbilligkeit gegenüber eine nebensächliche Frage; ich kann sie nicht beantworten. Daß aber der preußische Staat unter den Wirkungen dieses Gesetzes leidet, das vermag ich zu bekunden.

Spahn

* * *

Wir behalten unserm Freunde Naemmel weiteres sachliches Eingehen auf die Frage vor und bemerken zunächst nur Folgendes. Wir meinen, daß wir einen so hervorragenden Juristen und umsichtigen Debatter, wie Dr. Spahn es ist, nicht daran zu erinnern brauchen, daß die Unterlassung gewisser einer Person beigemessenen, zu Bedenken Anlaß gebenden Handlungen nicht ohne weiteres dadurch bewiesen wird, daß man von ihr andre besonders verdienstliche Handlungen berichtet — daß hohe weltliche und geistliche Behörden unter Umständen Geflogenheiten, die sie in der Theorie verwerfen, in praxi geschehn lassen können — daß die Nachsicht, die man vom rein menschlichen Standpunkte mit den unberechtigten Ansprüchen und den Übergriffen einer temperamentvollen Korporation haben kann, im öffentlichen Leben in der Regel nicht zur Duldung dieser Übergriffe und zur Anerkennung dieser unberechtigten Ansprüche zu führen pflegt — daß Freunde unsrer Gegner kaum in der Lage sind, uns über deren Ungefährlichkeit zu beruhigen, und daß es endlich für jemand, dem es um objektive Darstellung zu thun ist, seine Bedenken hat, wenn er, ohne Zweifel in der besten Absicht, ein zu Recht bestehendes Gesetz als Rechtsbruch bezeichnet.

Dr. Spahn weiß das so gut wie unsre Leser und besser als wir. Wenn die deutschen Jesuiten in der That die wohlmeinenden, nützlichen und von dem Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche stramm im Zaum gehaltenen Männer sind, als die er sie uns darstellt, würden wir allerdings der Zukunft Deutschlands eine Art Opfer damit bringen, daß wir uns ihrer Beihilfe berauben, indem wir die Wiederzulassung ihres Ordens in Deutschland bekämpfen, aber auch in diesem Falle wie in so vielen andern gilt es von zwei Übeln das kleinere zu wählen. Auch Reineke Fuchs, als er Lampen, dem ehrlichen Mann, das Credo zu lehren versprach, erschien in vertrauenerweckendster, heiligster Haltung, und — man weiß, wie die Sache endete.

Das Geschlecht von Fremdwörtern. Das dem Deutschen bisweilen erteilte Lob, er sei oft fremder lebender Sprachen mächtig, möchten wir dahin einschränken, daß dieses Lob zunächst nur den Mitgliedern und Beamten unsrer großen Handelshäuser gelten kann, daß viele Deutsche in ihren Stellungen als Kuriere, Kammerdiener, Friseure und Kellner alle möglichen Sprachen geläufig sprechen, daß die Gebildeten und Gelehrten fast ausnahmslos verstehen, was sie lesen, wenn es sich um französische, englische und italienische Bücher handelt, daß endlich die deutschen Diplomaten und der Teil der Geld- und Geburtsaristokratie, der kosmopolitisch ist, mit Französisch und Englisch in der Regel gut Bescheid weiß, daß man aber sonst im allgemeinen nicht von den Deutschen sagen kann, sie lernten fremde lebende Sprachen so gründlich kennen, daß sie darin zu Hause seien.

Die Art, wie in der Presse mit Fremdwörtern verfahren wird, ist der deutlichste Beweis, daß die Schreiber in den fremden Sprachen wenig bewandert sind, und daß der französische und der englische Sprachunterricht, der in den Schulen erteilt wird, nicht weit reicht. Wenn man z. B. einem Schreiber von Zeitungsartikeln zu Gemüte zu führen sucht, daß der Gebrauch des Wortes Chansonette für den Begriff Chansonfängerin Unsinn sei, und daß man doch die der Sprache eines Nachbarvolkes entnommenen Brocken wenigstens in dem Sinne einbürgern müßte, den sie dort hätten, so predigt man tauben Ohren. Eine Chansonette bleibt für den Zeitungsmann eine Chansonfängerin; und wenn die Franzosen aus den Wolken fallen wollen, weil sie sich so etwas nie vermutet hätten, so ist das ihre Sache. Der Zeitungsmann macht sich seine Worte zurecht, wie er sie braucht, oder, was den Sachverhalt noch richtiger bezeichnet, so gut oder so schlecht ers versteht. Und manche von ihnen verstehen das schlecht genug. Davon geben auch die Übersetzungen der aus der Fremde eingegangnen Nachrichten, mit denen uns aufgewartet wird, vielfältigen Beweis. Zwei Beispiele aus der allerjüngsten Zeit werden genügen. Wir wählen absichtlich zwei Fälle, die nicht kraß sind, aber hinreichend zeigen, mit wem man es zu thun hat. Prinz Heinrich scheint, da der Sturm seine Fahrt unerwartet verlängert hatte, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten durch Markonische Stationen etwas telegraphiert zu haben, wie: I am sorry, I disappointed you, was einem vollkommen einleuchten müßte, da es etwa so viel heißen würde, wie: Es thut mir leid, daß ich nicht pünktlich eintreffen konnte. Disappoint one in dem von dem Prinzen gemeinten Sinne heißt: seine Verabredung mit jemand nicht halten, in der Regel, weil man daran durch irgend etwas verhindert worden ist. Was tißt uns nun statt dessen der Übersetzer auf? Es thut mir leid, daß ich Sie enttäuscht habe. Gerade weil die Schattierung etwas zart ist, ist die unglückliche Wahl des Wortes so bezeichnend. Disappoint one heißt ja allerdings auch jemand enttäuschen, aber daß es dem Prinzen nicht um den Gebrauch des Wortes in diesem Sinne zu thun war, muß jeder sehen. Den Präsidenten hoffend und harrend und dann in seiner Hoffnung oder auch nur in seiner Erwartung getäuscht darzustellen, wäre niemand, am wenigsten einem die Schattierungen so fein wählenden Herrn wie dem Prinzen beige kommen. Eine oder zwei Nummern später wird uns gesagt: Es fiel auf, daß der Prinz, als er die Front der Ehrenkompanie abschritt, die Fahne grüßte. Was auf deutsch auffallen heißt, muß der Übersetzer doch gewußt haben. Es heißt doch nichts anders, als es kam einem unerwartet, oder man wunderte sich darüber. Wahrscheinlich war telegraphiert worden: it was noticed, that the Prince saluted the Colours oder so etwas. Man würde vielleicht im Deutschen gesagt haben, es blieb nicht unbemerkt, oder noch besser schlechtweg, er grüßte natürlich die Fahne. Denn daß er das thun würde, war etwas so Selbstverständliches, daß alle die, denen es wirklich, wie uns gesagt wird, aufgefallen wäre, vom Präsidenten sofort mit Revolvern hätten bewaffnet und beauftragt werden müssen, im Interesse des Staats alle die totzuschießen, die dümmer wären als sie.

Das nur beiläufig, da uns daran lag, nachzuweisen, daß die behauptete Sprachfertigkeit der Deutschen im allgemeinen, und namentlich was einen Teil der Presse anlangt, eine schöne Legende ist. Wir kennen zwar Zeitungen, bei denen dergleichen nicht vorkommt, aber das von uns zitierte Blatt ist kein kleines, sondern ein stattliches reichsdeutsches Tageblatt. Wir könnten ohne Mühe eine Menge ähnlicher Beispiele anführen und wollen uns darauf beschränken, an einem Worte, dem Worte absorbieren und an einem Schriftsteller, der namentlich die englische Sprache vollkommen beherrschte, zu zeigen, wie sehr man mit dem Gebrauche von Fremdwörtern auf der Hut sein muß. Moritz Busch sagt am Anfange des zweiten Bandes seiner Tagebuchblätter, unter deren Bewunderer wir uns einschreiben, bezüglich des Eindrucks, den die Beschießung von Paris auf die Nerven derer machte, die diese ununterbrochne Reihe gewaltiger Detonationen in größerer oder geringerer Nähe mit anhörten, man habe sich an das Schießen gewöhnt, und es habe „niemals die Beobachtung auch nur von Kleinigkeiten absorbiert.“ Seine Absicht war offenbar, zu sagen, das Schießen habe nie die Aufmerksamkeit so absorbiert, daß sie von der Beobachtung auch minder wichtiger Dinge abgelenkt worden wäre. Absorbieren heißt ja bekanntlich aufsaugen, und die Franzosen ebensowenig wie die Engländer bedienen sich dessen je in einer andern Bedeutung. In einer mit Wasser gefüllten Untertasse, in die man einen guten Schwamm legt, bleibt, wenn man nach einiger Zeit den Schwamm vorsichtig aufnimmt, kein Tropfen Wasser zurück, er hat alles aufgesogen. In dem von Busch erwähnten Fall blieb dagegen genug Aufmerksamkeit zurück, die man der Beobachtung auch kleiner Dinge zuwenden konnte, die Aufmerksamkeit war von dem Schießen nicht ganz oder überhaupt nicht absorbiert worden. Die Aufmerksamkeit ist eine Fähigkeit, von der wir uns vorstellen können, daß sie absorbiert werde, die Beobachtung kleinerer Dinge dagegen ist eine konkrete Leistung, die behindert, beeinträchtigt, gehemmt, ausgeschlossen, unmöglich gemacht, aber nicht absorbiert werden kann. Dem Ausdruck absorbieren entspricht ziemlich genau das deutsche „ganz in Anspruch nehmen.“ Jedermann wird aber sofort erkennen, daß es sonderbar wäre, wenn man sagen wollte, das Geräusch des Bombardements habe niemals die Beobachtung auch nur von Kleinigkeiten ganz in Anspruch genommen, und mit einem deutschen Ausdruck würde auch Busch, der so streng logisch zu Werke zu gehn verstand, ein solches leichtes Danebengreifen nie passiert sein.

Wenn es nun wirklich, wie wir glauben, bei manchen Zeitungsberichterstatteern mit der Kenntnis fremder Sprachen nicht weit her ist, so dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn wir sehen, daß sie mit dem Geschlecht ausländischer Worte umspringen wie die Kaze mit der Bratwurst: sie empfinden die Vergewaltigung, die sie mit ihren verkehrten deutschen Artikeln der fremden Sprachen und denen, die mit ihr vertraut sind, anthun, nicht und ziehn munterm Schritts weiter wie der Mann mit der Chansonette. Sie und andre leichtlebige Deutsche haben einen Grundsatz aufgestellt, der mit der Schindung des Marjhas durch Apoll ungefähr auf gleicher Stufe steht: Apolle sind sie deswegen noch nicht, aber fremde Geschöpfe zu schinden, daraus machen sie sich ebensowenig wie der neidische Gott, der auch deshalb bei Bismarck in geringem Ansehen stand. Um die Sache kurz zu sagen, sie geben den Worten, die sie mit der Betonung und der Aussprache samt Grammatik und romanischem Druck entlehnen, ohne weiteres das Geschlecht, das der ihnen gerade einfallende entsprechende deutsche Ausdruck hat, und übersehen vornehm das Geschlecht, das dem Worte in der Heimat beigelegt worden ist. Wir werden zeigen, wohin das führt. Fürs erste müssen wir aber noch zu ihrer Entschuldigung sagen, daß sie damit in die Fußstapfen ihrer Väter und Ahnen treten, die in vergangnen Jahrhunderten namentlich die französische Sprache wie echte Stegreifritter und Wegelagerer ausgeplündert haben, und deren Versuche, das Entlehnte für den eignen Gebrauch zurecht zu machen, an die Experimente erinnern, die die Südsesulaner mit den ihnen überlassenen Pariser Hüten und Sonnenschirmen anstellen.

Keine Scheu, kein Prinzip, alles wird durcheinander gewürfelt. Was im Französischen männlich war, wird weiblich gemacht, und umgekehrt, ohne Sinn und Verstand. Man muß das offen und ehrlich sagen, weil es zeigt, daß man gut thun wird, für die Zukunft auf der Hut zu sein, wenn man auch die Form, in der die Aufnahme von Hunderten von Wörtern nun einmal geschehen ist, nicht mehr rückgängig machen kann, sondern die Sachen hinnehmen muß, wie sie sind.

Daß wir nicht übertreiben, werden einzelne Beispiele beweisen. Warum ist aus *le carosse* die Karosse geworden? Hätte man sich nicht mit der Kutsche begnügen können oder, wenn man *carossiers* hatte, wenigstens in dem Karosse fahren können? Was hatte den Deutschen *le manège* gethan, daß er zur Manège gemacht und in Weiberkleider gesteckt wurde. Etwa weil die Reitbahn weiblich ist? Gut, wenn man so an seiner deutschen Gewohnheit hing, was ja nur löblich und erfreulich ist, warum bedurfte es da noch d'un manège? Wir hatten sehr liebe Freunde, deren Mutter, eine Französin, sich das deutsch Sprechen sehr angelegen sein ließ und unter andern auch die Phrase fertig gebracht hatte: Kinder, nous voulons aller dans la Reitbahn. Was würde man gesagt haben, wenn die edle Dame von *le* Reitbahn gesprochen hätte, weil ihr Manège mit einem *le* definiert wird? *Douceur*, die Süßigkeit, ist auch im Deutschen weiblich. Wir möchten ein Pastellbild von dem Manne haben, der auf den genialen Gedanken gekommen ist, daraus ein Neutrum zu machen, um damit eine veredelte und deshalb doppelt efflige Sorte Trinkgeld zu bezeichnen.

Und nun die unzähligen Wörter, für die noch heutigentags die französische Aussprache beibehalten worden ist, die aber zu Neutra herabgewürdigt worden sind, weil sie Sachen bezeichnen. Wir geben auf gut Glück, und wie sie uns in die Feder kommen, einige davon: das Bonmot, das Pompon, das Peloton, das Soutien, das Souterrain, das Entresol, das Menu, das Souper, das Diner. Die Krone davon ist natürlich das Parterre, für das wir ein sehr hübsches deutsches Wort haben, Erdgeschoß, und das wir dennoch zu brauchen nicht müde werden, obwohl wir alle wissen, daß der Sinn, den wir ihm beilegen, wie bei der Chansonette ganz willkürlich und irrig ist.

Etwas anders liegt der Fall mit den englischen Wörtern, da unter ihrer Zahl so wenig Feminina sind, daß sie kaum in Betracht kommen. Dafür hat man sich entschädigt, indem man je nach Laune oder Wunsch einzelne Wörter zu sächlichen Hauptwörtern gemacht hat, andre nicht. *Ale* heißt das *ale*, obwohl man doch nicht das *Bock* sagt; dem *square* möchte man dieselbe Ehre zuteil werden lassen, auch *handicap* erscheint mitunter mit einem *das*. Das *mansion*, und nun gar erst alle mit dem Sport und dem Pferdetrödel zusammenhängenden Ausdrücke, bei denen man in den Berichten sein blaues Wunder sieht. Dem unglücklichen Wort *dead heat* sind wir in nicht mehr und nicht weniger als drei verschiednen Kostümen begegnet, der eine sprach von einer abermaligen *dead heat*, der andre meldete einen abermaligen, ein dritter ein abermaliges *dead heat*. Wer hat nun Recht, doch eigentlich wohl der, der mit den bekannten wenigen Ausnahmen jedes englische Wort als Maskulinum ansieht. Wenn wir lesen, die *Times* brachte (im Singular) einen langen Artikel: sie sagt usw., da kommt es uns doch sonderbar vor, daß sich noch Engländer finden, die uns die Palme der Sprachkunde reichen. Die Russen und die Tschechen, überhaupt die Slawen thun das nicht. Sie wissen, was sie vom deutschen Sprachgenie zu halten haben, und gute Bekannte, die sonst ganz durchdrungne Großslawen waren, haben uns in unbewachten Stunden anvertraut, daß sie zwar ungern Deutsch reden hörten, aber wenn sie die Wahl hätten zwischen einem Deutschen, der deutsch spricht, und einem, der russisch oder tschechisch spricht, sie doch das kleinere Übel vorziehen würden. Und wir wußten, was mit dem größern Übel gemeint war.

Nun wir ehrerbietig und bescheiden bekannt haben, daß wir an dem bestehenden nicht rütteln und das Hergebrachte als heilig und unantastbar verehren wollen, es mag uns gefallen oder nicht, so kommen wir zu unsrer Forderung, daß bei Wörtern,

die noch nicht aufgenommen und mit deutschem Stempel versehen sind, das heimische Geschlecht geachtet werde, und daß den Leuten, die es anders halten, der Marsch geblasen werde.

Es geht in solchen Dingen nichts über Beispiele. Würde man es glauben, daß wir ganz kürzlich in einer Besprechung über die französischen Militärlieder das Wort *chanson* immer als Neutrum verwandt gefunden haben, das *chanson*? Nun ist, soviel uns bekannt, zwischen Lied und *Chanson* nur der eine Unterschied, daß Lied deutsch und *chanson* französisch ist. Wenn dem Schreiber des Artikels ein Lied als eine Sache erscheint, was ja ganz vernünftig ist, warum in aller Welt bleibt er da nicht bei dem deutschen Worte, statt das französische herbeizuziehen und zu verballhornen. La *chanson* ist ein Femininum und wird bis zum Ende aller Tage ein Femininum bleiben, und Leute, die das nicht einsehen, müssen darauf aufmerksam gemacht werden: das ist jedermanns Pflicht. Das *chanson guerrière* ist solchen Leuten eine ebensolche Kleinigkeit wie der *place Royale*. Sie können ja, ohne dafür zu zahlen und darum zu barmen, ihr geliebtes Maskulinum haben. Königsplatz verstehen wir auch, und nach einer kleinen Weile, die wir brauchen, um uns zu besinnen, wissen wir auch, wo der Königsplatz in Paris liegt. Auch die neue Brücke ist uns weniger zuwider als die *Pont-Neuf*. Wir wissen ja, da uns leider Gottes jede Kenntnis der nordischen Sprachen abgeht, nicht, was z. B. in Kopenhagen alle die hübschen einsilbigen Worte wie *Bro*, *Slot*, *Plads*, *Hus*, *Gaard*, *Bej*, *Sø*, *Havn* usw. für ein Geschlecht haben, aber wir würden uns sehr hüten, ihnen eins beizulegen, ohne uns vorher bei Freunden, die es wissen, eingehend danach erkundigt zu haben. Man kann sich ja ein bißchen einrichten und nach der Decke strecken. Wenn man weiß, daß *Street* ein Maskulinum ist, und doch niemand verlegen möchte, indem man von dem mit luxuriösen Läden besetzten *Regent Street* spricht, so giebt es ja Mittel und Wege, diese herausfordernde Fassung zu vermeiden. Wenn man die Sache so dreht, daß man sagt, in *Regent Street*, wo es so viele schöne Läden giebt, so wird der strittige Punkt überhaupt nicht berührt, aber solche Vorsicht brauchen die Leute nicht, für die der *Place Royale* und die *Pont-Neuf* das einzig Richtige sind. Nur immer drauf losgeschmiert, die meisten Leute, die es lesen, sind ja auch nicht gescheiter als sie, und da wird von einer entzückenden Zusammenkunft im *chambre séparée* erzählt, und es werden nette kleine frivole Niederversehen (*Couplets*) mit dem Refrain im *chambre séparée* gedichtet, in Musik gesetzt und gesungen, und keiner von den Herren ahnt, was wahrhaft gebildete Leute aller Nationen von ihnen denken. Ist es wirklich nicht der Mühe wert, die Bildung ein ganz klein wenig erister zu nehmen, damit die Schreiber der kleinern und schlechter beratenen deutschen Blätter aufhören zu sein, was sie jetzt sind, die Scharwerkmaurer unter den Architekten?

Zur Charakteristik der altgermanischen Sprachen. Bei der Durcharbeitung des zweiten Teiles von dem ausgezeichneten Werke Berthold Delbrücks „Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen“ (Straßburg, Karl J. Trübner, 1897) sind mir ein paar sprachgeschichtliche Thatsachen aufgefallen, die sich von selbst noch unter einen andern Gesichtspunkt als den syntaktischen stellen — man könnte ihnen den national-psychischen nennen —, die darum von allgemeinerem historischem Interesse sind und deshalb hier mitgeteilt sein mögen.

Es herrscht im allgemeinen die Vorstellung, daß die Dialekte der germanischen Stämme etwa zu Beginn der sogenannten Völkerwanderung den klassischen Sprachen Latein und Griechisch an Reichtum, logischer Präzision und Feinheit der Nuancierung nicht entfernt vergleichbar gewesen seien. Schon der Gesamteindruck der Wulfilaschen Übersetzung der biblischen Schriften ist geeignet, diese Vorstellung zu erschüttern. Im einzelnen ist bemerkenswert, daß die Germanen der erste Zweig der indogermanischen Völkerfamilie gewesen sind, für den sich das Bedürfnis herausstellte, beim Infinitiv den Zweckbegriff durch Hinzufügung einer besondern Präposition her-

vorzuheben: im Gotischen *du*, im Westgermanischen *to*, hochdeutsch „zu.“ Matth. 13, 3 übersehte schon Wulfila: *urrann du saian*, er ging aus zu säen. Mehr von ethischem als von intellektuellem Interesse ist Eph. 4, 8. Luther hat da übersezt: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr“ und damit gegenüber dem griechischen Text gemißbert, wo steht: *ὁ κλέπτων*, der stehlende, der Dieb. Noch zarter drückte sich Wulfila aus mit dem bedingten Relativsatz: *saoi hlesi*, d. i. wer etwa gestohlen hat.

Einige Bedeutungswandlungen aus dem Indogermanischen in das Germanische geben ähnliches zu denken, z. B. die von „werden“ und „bieten“, die Delbrück in ein interessantes Licht gerückt hat. In unserm „bieten“ steckt dieselbe Wurzel wie in dem aus Homer wohlbekannten *πείθεσθαι*, d. i. durch Hören wahrnehmen. Die ursprüngliche, allgemein-indogermanische Bedeutung der Wurzel muß, wie auch aus dem Slawischen hervorgeht, gewesen sein: wach, aufmerksam sein, seine Aufmerksamkeit auf etwas, auf jemand richten oder gerichtet halten. Dieser rein intellektuelle Begriff ist in den germanischen Sprachen, ähnlich wie unser „aufmerksam sein gegenüber jemand“, auf das sittliche Gebiet übergetreten und hat sich hier von einer Wendung wie „Grüß bieten“ bis zu körperlichem Anbieten konkretisiert. „Werden“ ist die deutsche Fortsetzung einer Wurzel, die eigentlich drehen, sich drehen, rollen heißt (vgl. lat. *vertore*). Die Germanen allein unter den indogermanischen Völkern haben dieses Rollen auf das schicksalsmäßige Geschehen bezogen und die Wurzel dann wesentlich nur in diesem Sinne verwandt: in dem altfächsischen Epos vom Heiland fügt Christus beim Abendmahl den Worten an Judas „Was du thust, thue bald“ hinzu: *Thiu wurth is at handun*, *thea tidi sind nu ginahid*, d. i. das Schicksal ist gekommen, die Zeit ist genaht.

R. W.

Methuen. Man mag noch so gut englisch können — will man wissen, wie ein englischer Eigenname ausgesprochen wird, so muß man im Wörterbuch nachsehen. Den guten Lord, dem Delarey jetzt einen Platz in der Weltgeschichte gesichert hat, muß man doch manchmal im Gespräch nennen, und man möchte seinen Namen nicht gern verhungzen. Von Murets Enzyklopädischem Wörterbuch schreibt die *Frankfurter Zeitung*: „Kein Benutzer des allumfassenden Werkes dürfte darin vergebens suchen.“ Also schlagen wir den Muret auf! (Er hat kein besondres Eigennamenverzeichnis.) *methridatum*, *methule*, *Methusael*. *Methuen* fehlt, ebenso wie bei *Thieme*, obwohl der Name schon in der Weltgeschichte steht, denn ein Herr *Methuen* hat 1703 den berühmten oder berühmten Handelsvertrag mit Portugal abgeschlossen. Im Konversationslexikon findet man ihn denn endlich, aber von jetzt ab wird er hoffentlich auch seinen Platz im englischen Wörterbuch kriegen.

Der Übergott. Bekanntermaßen hat der Übermensch schon eine recht lange Geschichte, und die Überkomposition frist in unsern Tagen immer weiter um sich. Da wird es von Interesse sein, daß schon vor mehr als zweihundert Jahren jemand mit köstlicher Naivität einen Übergott eingeführt hat, nämlich Angelus Silesius in seinen Geistreichen Sinn- und Schlußreimen:

Was man von Gott gesagt, das gnüget mir noch nicht!
Die Übergotttheit ist mein Leben und mein Licht.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig